

Louis Breitsohl; Elisabeth Mohr

The West and the Rest. Antirassistische Arbeit als kontinuierliche Praxis des Befragens, Zuhörens und Ansprechens (in) der Filmwissenschaft

2022

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18127>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Breitsohl, Louis; Mohr, Elisabeth: The West and the Rest. Antirassistische Arbeit als kontinuierliche Praxis des Befragens, Zuhörens und Ansprechens (in) der Filmwissenschaft. In: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 14 (2022), Nr. 1, S. 66–77. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18127>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

LOUIS BREITSOHL / ELISABETH MOHR

THE WEST AND THE REST

Antirassistische Arbeit als kontinuierliche Praxis des Befragens, Zuhörens und Ansprechens (in) der Filmwissenschaft

This means that the transformation of the world, and the transitions to the pluriverse [...] might happen (indeed, are happening) along pathways that might be unthinkable from the perspective of Eurocentric theories.¹

I asked a man what the Law was. He answered that it was the guarantee of the exercise of possibility. [...] I ate him.²

Der Eurozentrismus teilt die Welt in zwei Lager: Europa als alleiniges Zentrum der Wahrheit mit Anspruch auf die Definition der Realität – und den Rest der Welt. Seine onto-epistemologischen Grundannahmen verdeckend, nistet der Eurozentrismus hartnäckig im Denken und Handeln der verwestlichten Wissenschaft. Das Sichtbarmachen von rassistischen Denkmustern, epistemologischen Voreingenommenheiten und nichtwestlichen Alternativen stellt somit eine der Grundbedingungen für die Dekonstruktion rassistischer Kontinuitäten und Denkmuster dar.

Dieser Beitrag reflektiert rassistisch-koloniale Kontinuitäten im universitären Leben und widmet sich den Möglichkeiten einer Dekolonisierung des Denkens. Wie sieht eine rassismuskritische Lehre aus? Wie lässt sich im Bewusstsein um die gewaltvolle, koloniale Geschichte des eigenen Fachs forschen? Das Format des kollaborativen Schreibens, das in diesem Beitrag verfolgt wird, eröffnet für dieses Vorhaben Räume des gemeinsamen Denkens und der Intersubjektivität, der Differenz, des Widerspruchs und der Entscheidung für verschiedene Wege. Jenseits von monolithischer Wahrheitssuche bringt die Zweistimmigkeit mehrere Facetten des gemeinsamen Entwicklungsprozesses zum Vorschein; die Aushandlung der Positionen wird offengelegt und – idealerweise – beim Lesen fortgeführt.

Louis Breitsohl schreibt im ersten Teil dieses Textes über die Schwierigkeiten eines rassismuskritischen Miteinanders und das weitgehende Unbehagen *weißer*

¹ Arturo Escobar: Thinking-feeling with the Earth: Territorial Struggles and the Ontological Dimension of the Epistemologies of the South, in: *Revista de Antropología Iberoamericana*, Bd. 11, Nr. 1, 2016, 12–32, hier 16.

² Oswald de Andrade: Cannibalist Manifesto [1928], übers. v. Leslie Bary, in: *Latin American Literary Review*, Bd. 19, Nr. 38, 1991, 38–47, hier 41.

Wissenschaftler_innen in Anbetracht der eigenen Situierung. Gerahmt wird diese Diskussion von der Frage, inwieweit die Universität überhaupt <dekolonisierbar> und von ihrer europäischen Verortung ablösbar ist und welche Formen des dialogischen Austauschs und der Wissensversammlung im engen Rahmen wissenschaftlicher Intelligibilität möglich sind.

Ausgehend von einigen Grundbausteinen der Filmwissenschaft – Studienbeginn, Kanon und früher Film – reflektiert Elisabeth Mohr im zweiten Teil dieses Textes über das Suchen und Finden einer Position, von der aus die eigene Forschung antirassistisch und dekolonial praktiziert werden kann. Die miteinander kommunizierenden, lose aufeinanderfolgenden Fragen behandeln eurozentrische Denkweisen, die Problematik der Klassifizierung in westliche Hierarchien, koloniale Kontinuitäten in der Wissensproduktion und die Gewalt des Schweigens. Mit seinem offenen Ende lädt der Beitrag zum Weiterfragen und Weiterdenken der vorläufigen Herangehensweisen ein, denen eine relationale Positionierung zugrunde liegt.

Teil I

Im politisch linken Milieu der Geisteswissenschaften sind intersektionale Denkweisen, minoritäre Genealogien und Theoriebildungen im Curriculum und der Lehrpolitik angekommen, wobei das Praktizieren oft an Einzelnen hängen bleibt. Während man sich problemlos für oder gegen Perspektiven wie die Phänomenologie entscheiden kann, ist dies bei minoritären Theorieströmungen wie den De- und Postcolonial Studies nicht so einfach möglich, da diese untrennbar mit Subjektpositionen, Diskriminierungserfahrungen und politischen Kämpfen verbunden sind. Obwohl niemand wirklich mit fehlender Solidarität und der Nichteinhaltung von Diversitätsstandards assoziiert werden will, verläuft sich dies in vielen Fällen in performativen Formen von Aktivismus und leeren Gesten der Bequemlichkeit. Damit geht einher, dass die *Arbeit an der Dekolonisierung* nur in den seltensten Fällen vollzogen wird – um Arbeit handelt es sich hier allemal, denn die Dekolonisierung der Filmwissenschaft, verstanden als <Provinzialisierung>³ des europäischen Denkens und Abbau der Vorherrschaft des europäischen Films und des Hollywood-Kinos in akademischen Diskursen und Kanonisierungen, ist eine komplexe und schwierige Aufgabe.

Das Unbehagen an der eigenen Situierung

Beim Schreiben *weißer* Autor_innen in und über BIPoC-Kontexte ist das Unbehagen nach wie vor oft Dauergast: Zwar ist man sich weitgehend einig über die Wichtigkeit der eigenen Situierung und der Selbstreflexion der eigenen Position und Privilegien. Wie genau sich diese aber vollziehen soll, darüber herrscht oft nach wie vor Unklarheit. In Seminardiskussionen und wissenschaftlichen Texten erscheint oft ein kleiner Disclaimer, in dem – wie bei einer Checkliste – mögliche

³ In Anlehnung an Dipesh Chakrabarty: *Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung*, Frankfurt / M., New York 2010 [2000], 62–65.

Marginalisierungspotenziale und intersektionale Fäden aufgezählt, durchgegangen und abgehakt werden. Es scheint, als wolle man mit dem Pflichtteil der unangenehmen Fragen über die eigene Person am Anfang des Beitrags ein für alle Mal fertig werden, das Problem durch Benennung aus dem Weg räumen und dann schnell zum eigentlichen Thema übergehen. Unsere Privilegien als *weiße, able-bodied* und aus der mitteleuropäischen Mittelklasse entstammende Autor_innen haben unser Sein und unser Denken beeinflusst; wie wir dies in einem Text kontinuierlich mitverhandeln und reflektieren können, ohne uns letztlich wieder selbst ins Zentrum zu rücken oder die Situierung zu leerem, performativem Aktivismus gerinnen zu lassen – das bleibt eine große und offene Frage. Sich zu bestimmten theoretischen Positionen in Bezug zu setzen, nicht weil sie der eigenen Subjektposition entspringen, sondern um spezifische theoretische Argumente weiterzuführen, könnte hier ebenso weiterhelfen wie eine Rückbindung des eigenen Beitrags an konkrete Erlebnisse – wobei angemerkt werden muss, dass Privilegien sich ja gerade als eine Abwesenheit bestimmter Erfahrungen auszeichnen und somit eine gewisse Unsichtbarkeit kennzeichnen.

Wir begegnen dem besagten Unbehagen ferner dann, wenn im wissenschaftlichen Kontext neben der Hauptfragestellung die Frage mitverhandelt wird, ob man als *weiße* Person eigentlich über Rassismus, BIPoC-Lebenswelten und Erzeugnisse sprechen und schreiben darf oder nicht. Solche Fragen neigen dazu, entweder die eigene Verantwortung an der Dekolonisierung kategorisch auszuschlagen und auf Betroffene abzuwälzen oder sich die Legitimation der eigenen Arbeit durch eine klare Bejahung der Ja-Nein-Frage selbst auszustellen. Diese Selbstlegitimation ist symptomatisch für einen tiefgreifenden Konflikt: Im Zuge der Neoliberalisierung und Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen ist die Universität ein zunehmend bedrohter und bedrohlicher Ort geworden, dessen Plätze im akademischen Betrieb begrenzt sind. Momentan erscheint die Gefahr groß, dass die Bereiche, die sich dezidiert mit Rassismus und nicht-westlichen, nicht-weißen Erfahrungen beschäftigen, die nächste Arena *weißer* Wissenschaftler_innen werden. *Weißer* Wissenschaftler_innen kommen so in die Bredouille, die eigenen Karrieren nur unter der Gefahr verfolgen zu können, rassifzierten Menschen den Platz wegzunehmen und die eigenen Prinzipien, Interessensgebiete und den Wunsch, selbst an der Dekolonisierung Anteil zu nehmen, potentiell zu verraten.

Bestandsaufnahme: Die Schwierigkeiten eines rassismuskritischen Miteinanders

Ansonsten wird in weiten Teilen der Geisteswissenschaften immer noch nach dem Leitsatz vorgegangen: Wo Dekolonialität drin ist, da steht es auch explizit drauf. In Seminarkontexten, die sich nicht explizit de- und postkolonialen Fragestellungen widmen, erscheint dieses Denken auch in den meisten Fällen nicht, sodass die verwestlichte Wissenschaft wieder als Norm hervorgebracht und

nicht verortet wird, während andere Perspektiven weiterhin marginalisiert werden. Der Problemkomplex fehlender Kanonisierung bestimmter Textbestände, Materialien und Positionen umfasst ihre fehlende Sichtbarkeit, eine Unwissenheit darum, wonach man eigentlich suchen soll, und einen erhöhten Zeitbedarf für die Recherche (vgl. Abb. 1). So bleibt es zeitlich effizienter und rentabler, diese Arbeit den fordernden Studierenden, natürlich unbezahlt und unausgesprochen, zu überlassen, was auf zwei Machtgefälle deutet, die hier ineinandergreifen: Die in ihrem akademischen Status niedriger aufgestellten Studierenden weisen auf die Arbeit von marginalisierten Personen hin, der Abbau der Machtdynamik obliegt denen, die <unten> sind.

In der Forderung nach mehr <Repräsentation>⁴ könnte der Vorwurf der <Identitätspolitik> laut werden, vor dem auch der dekonstruktive Feminismus und die Queer Studies nicht mehr gefeit sind. Wird hier nicht letztlich essentialistisch auf der Basis festgeschriebener Hautfarbe, *race* oder anderer Marginalisierungspotenziale argumentiert? Auch wenn *race* nicht als biologischer Fakt, sondern als politisch-performative Kategorie zu verstehen ist, bleiben die real erlebten Effekte für die Betroffenen bestehen. Und diese sehen im universitären Kontext z. B. so aus, dass Schwarze Dozierende fehlen, BIPOC und nicht-westliche Theoretiker_innen, Filmemacher_innen und Themen zu wenig behandelt werden, mit der Begründung, sie seien zu partikulär für eine Behandlung im Rahmen der großen Fragen – ein Schicksal, das sie tendenziell mit jeder Minderheit teilen. Während die Notwendigkeit von mehr Diversität und dem Abbau historisch gewachsener Machtdynamiken zwar auch institutionell formuliert wird und zu einer Reihe neuer Akteur_innen im universitären Kosmos geführt hat, die Raum für neue Allianzen, Solidarisierungen und Potenziale erschließen, bleibt offen, wie viel Wille zur Veränderung wirklich vorhanden ist.⁵

Eine rassismus- und machtkritische Haltung in der Lehre, im wissenschaftlichen Schreiben und auch im Miteinander der Studierenden beruht in erster Linie auf einem respektvollen, aufrichtigen <Sich-verantwortlich-Halten bzw. -Zeigen>, d. h. dem Eingeständnis eigener Versäumnisse und Fehler sowie der Arbeit an diesen, in einem Rahmen, in dem man die Möglichkeit zum eigenen Wachstum und der Revision eigener Positionen bekommt. Während Kritik im persönlichen Vier-Augen-Gespräch oft angenommen wird, fehlt hier eine



Abb. 1 Die fehlende Sichtbarkeit bestimmter Materialien betrifft auch Aktualitätensfilme. Still aus *Fumerie d'opium*, Regie: Gabriel Veyre, Annam (Vietnam, damaliges Indochina) 1899/1900

⁴ <Repräsentation> und <Identität> sind zwei sehr vorbelastete und umkämpfte Begriffe. Ohne hier in essentialistische oder homogenisierende Vorstellungen verfallen zu wollen, sei jedoch darauf hingewiesen, dass sich der Abbau von Machtbeziehungen in universitären Kontexten auch an den harten empirischen Fakten messen lassen muss, also wer eingestellt, einer wissenschaftlichen Untersuchung für würdig befunden, rezipiert und zu welchen Kontexten befragt wird und wer nicht.

⁵ Zu den performativen und nicht-performativen Schwierigkeiten und Emotionspolitiken universitärer Lehre vgl. Sara Ahmed: *The Non-Performativity of Anti-Racism*, in: *Meridians*, Bd. 7, Nr. 1, 2006, 104–126; dies.: *Living a Feminist Life*, Durham, London 2017, 96.



Abb. 2 Implizite Gewalt in Prozessen der Visualisierung. Still aus *Embarquement d'un boeuf à bord d'un navire*, Regie: Gabriel Veyre, Tonkin (Vietnam, damaliges Indochina) 1899/1900

Transparenz nach außen, die den institutionellen Kern diagnostizierbar macht. Nach außen hin erscheint die Universität als Blackbox mit <weißer Weste> – ein Bild, das aus universitärer Perspektive verständlicherweise beibehalten werden soll.⁶ Negative Erfahrungen in der Mikrodimension der konkreten Lehre und Forschung für die Öffentlichkeit sicht- und somit adressierbar zu machen, hat für den öffentlichen Diskurs großen Wert, bringt aber Probleme mit sich: Es ist davon auszugehen, dass sich die betroffene Person in den anonymisierten Schilderungen wieder-

erkennt, ihr öffentliches Ansehen trotz der Diskretion bedroht sieht und sich mit negativen Affekten wie Scham und Wut konfrontiert sieht, die eher eine defensive Haltung als eine Verantwortungsübernahme begünstigen.

Jenseits von <academia> – Denken in pluriversalen Zusammenhängen

Die Dekolonisierung von *academia* ist nicht vollzogen. «Ist sie überhaupt vollziehbar?», könnte man provokativ fragen. Denn es geht nicht um neuen Wein in alten Schläuchen, sondern eher darum, die Schläuche bzw. die Formen, in denen wir Inhalte versammeln, in denen wir denken und denen wir institutionell verhaftet sind, konkret zu hinterfragen. <Wissenschaft> selbst ist keine Universalie, sondern eine Institution mit einer langen eurozentrischen Geschichte, in der der Umgang mit interkulturellen Differenzen spätestens seit der Aufklärung und der Moderne in Missionierung, Absorption und Genozide kippt. Ihren zentralen Wert als Machtinstrument für Imperialismus und Kolonialismus bezeugt unter anderem die ehemals als objektive Wissenschaft geltende Disziplin der Phrenologie – also der Vermessung des menschlichen Körpers, um Ableitungen von Charakter und Fähigkeiten vorzunehmen bzw. Völkern die vermeintliche Minderwertigkeit *anderer* Völker zu beweisen. Welchen Anteil Film, Phonograph und Fotografie in diesem Zusammenhang haben, bleibt auch heute ein blinder Fleck vieler Lehrpläne. Der mit der Phrenologie verbundene Sozialdarwinismus zeigt, wie schnell es zum qualitativen Umschlag von Beobachtungen zum wertenden Urteil kommt und wie verheerend die Folgen einer vermeintlich wissenschaftlichen Legitimation sein können.⁷ Die innere Logik des Erfassens, Festschreibens, Klassifizierens und Objektivierens eines als unbelebt und passiv wahrgenommenen

⁶ Der Begriff des Außen bezieht sich hier zum einen auf das Jenseits der Vier-Augen-Situation (z. B. im Erfassen durch Rassismus- oder Diskriminierungsbeauftragte für die inneruniversitäre Aufarbeitung), zum anderen auf die politische Öffentlichkeit, die dem Projekt des Antirassismus verpflichtet ist und handelnd, fordernd und partizipierend in das Geschehen eingreifen kann.

⁷ Vgl. Laura E. Pérez: *Eros Ideologies. Writings on Art, Spirituality and the Decolonial*, Durham, London, 2019, 113.

Untersuchungsgegenstandes reicht bis tief ins Innere der Ästhetik des wissenschaftlichen Schreibens. Es gilt das Ideal einer stichfesten Argumentation und kohärenten Strukturierung ohne ornamentale Ausschweifung, Dekor, Unbestimmtheiten und innere Widersprüche; individuelle Autor_innenschaft wird begünstigt gegenüber einem aus Kollektiven und Gemeinschaften hervorgehenden Wissen. Gerade die Abwehr des Ornamentalen erscheint hier zentral und ist fundamental mit der Geschichte von Rassismus, Queer-Feindlichkeit, Klassismus und Sexismus verbunden, da historisch gesehen das Ornamentale als Anderes der bürgerlichen, *weißen* Mittelklassenorm und damit als Verstoß gegen die privilegierte Norm die Wahrnehmung von Differenz prägte.⁸ Das Finden neuer Formen des wissenschaftlichen Schreibens, die sich mit diesem ausgeschlossenen Ornamentalen versöhnen und sich der ihnen innewohnenden Widersprüche und Differenzen bewusst sind, geht an die Grenzen dessen, was wissenschaftliche Formate hergeben und zulassen können. Etwas in diesen Formaten zu sagen, ohne sich in Koketterie und pseudo-künstlerischer Wortspielerei zu verirren, ist eine schwierige Aufgabe – denn Freiräume, Opazitäten und Unbestimmtheiten werden im gängigen System schnell als stümperhaft oder dilettantisch gelesen oder umkreisendes, rhizomatisches Schreiben als formaler Mangel gewertet.

Vielleicht sind es aber gerade diese Unsichtbarkeiten und agentien Freiräume der_des Betrachteten und die sichtbaren Annäherungs- und Entfernungsbewegungen der_des Betrachtenden, die in der wissenschaftlichen Produktion von Objektivität neue Räume des Ästhetischen und Textuellen eröffnen können und die Kontinuität dieser Machtpraktiken aufdecken. Wenn Donna Haraway in ihrem Plädoyer für situiertes Wissen schreibt, «[v]ision is always a question of the power to see – and perhaps of the violence implicit in our visualizing practices», und sich damit explizit von einer omnipotenten Wissensimagination als *god trick* distanziert, in der sich das beobachtende Subjekt mitsamt der apparativen Herstellung und ökologischen Verbundenheit der Objektivität unsichtbar macht,⁹ dann macht sie auf die komplexen Aushandlungsprozesse aufmerksam, unter denen dieses Wissen erst intelligibel wird (vgl. Abb. 2).

Eine Verbildlichung dieses *god trick*-Phantasmas könnte die einheitliche Feldtheorie sein, die nach einem theoretischen Gerüst sucht, dessen Gültigkeit einheitlich, universell und ewig ist und aus dem sich nichts ausschließen darf. Sie steht im Einklang mit dem Siegeszug westlicher Wissenschaften und ihren Expansions- und Kolonisierungsbestrebungen, die nach der Vermessung und Aufteilung der Erde schließlich bis weit ins Universum vordrangen – selbst ein Konzept, das aus der Perspektive postkolonialer Theoriebildung grundlegend kritisiert wurde. Gefordert wird aus dekolonialer Perspektive ein konzeptueller Begriff, in dem mehrere Welten Platz haben, ein «Pluriversum» als Ort von gleichwertigen Radikaldifferenzen.¹⁰ Dieser Wechsel bringt tiefgreifende gedankliche Probleme mit sich – auch in Bezug zur eben geforderten Kanonisierung und Repräsentation. Wie kann Wissen aus einem Pluriversum¹¹

⁸ Vgl. McKenzie Wark: *The Cis Gaze and its Others* (for Shola), in: *e-flux Journal*, Bd. 117, 2021, 1–12, [e-flux.com/journal/117/387134/the-cis-gaze-and-its-others-for-shola/](https://flux.com/journal/117/387134/the-cis-gaze-and-its-others-for-shola/) (26.1.2022).

⁹ Donna Haraway: *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective*, in: *Feminist Studies*, Bd. 14, Nr. 3, 1988, 575–599, hier 585 und 589.

¹⁰ Arturo Escobar: *Thinking-feeling with the Earth*, 16. Radikal sind diese Differenzen nicht im Sinne einer komplementären Entgegengesetztheit, sondern vielmehr auf etymologischer Ebene: Sie entstammen anderen Wurzeln, Wucherungen, Geschichts- und Entwicklungsfäden.

¹¹ Pluriversen meinen in diesem Zusammenhang keine pulverisierten Mikrokosmen, zwischen denen kein Kontakt und keine Verbindung mehr besteht, sondern eher einen Raum des kontinuierlichen Entfaltens, Grenzziehens und der relationalen Bezogenheit zueinander, entgegengesetzt zu der Vorstellung eines universellen Containerraums und einer substanzlosen Zeit.

mit vollkommen anderen konzeptuellen Unterscheidungen in einem anderen System verstanden werden? Begriffe wie Wahrheit oder Natur mögen anderswo keine Wirksamkeit entfaltet haben, anderes bedeuten oder ihren Ursprung zwar im modernen Projekt haben, dieses jedoch weiterentwickelt und verändert haben.¹² Zugleich können die Strukturen, Zusammenhänge und genealogischen Traditionen aus anderen Pluriversen unser Verständnis erheblich übersteigen. Es ist daher sinnvoll zu fragen, was die Bedingungen einer pluriversalen Auseinandersetzung sein können, die die Integrität und Differenz des Anderen bewahren und gleichmäßige Handlungsfähigkeiten aller Akteur_innen gewährleisten. Vielleicht müssen Widersprüche ausgehalten werden und die Arbeit aus der situierten Welt der eigenen Einbettung heraus an den Grenzen zu anderen Welten realisiert werden. Kollaborationen eröffnen hier neue Räume, in denen miteinander an gemeinsamen Zielen, als kleinstem Nenner zweier Welten, gearbeitet wird.¹³ Diese Handlungsweisen kennen wir bereits aus den Kämpfen vieler Indigener um ihr Land und ihre spirituellen Räume: So kann der Kampf um indigene Selbstbestimmung sowohl dem eigenen Überleben und dem Fortbestehen der eigenen Lebenswelt als auch der Einhaltung allgemeiner Menschenrechte gelten. Je nach Perspektive und je nach Ziel verlagern sich so die Zusammenhänge und operativen Bedeutungskomplexe, auf denen unser Denken gründet.

Teil II

«[R]esearch is not an innocent or distant academic exercise but an activity that has something at stake and that occurs in a set of political and social conditions».¹⁴ Wenn Wissenschaft nicht unschuldig oder distanziert von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen praktiziert werden kann, muss über die eigene Positionierung als Forscher_in nachgedacht werden. Wie kann ich mich in der westlichen Wissensproduktion an die Seite jener stellen, die darin marginalisiert wurden und werden und mit ihnen für Gleichwertigkeit kämpfen? Diese Frage entstand aus der Beschäftigung mit dem Dritten und Vierten Kino, dem afrikanischen Kino, dem Konzept des Anthropozäns, dem Posthumanismus und nicht-westlichen Ontologien: Felder, in denen sich Menschen gegen Unterdrückung, Rassismus, Diskriminierung und universale Festlegungen wehren und insbesondere Arbeiten von BIPOC immer wieder produktive Befreiungswege aufzeigen. Die Reflexion spiegelt zwar meine Überlegungen wider, speist sich jedoch aus einer geteilten Erfahrung, die auch Louis Breitsohl bereits angesprochen hat. Einerseits suche ich nach meiner persönlichen Positionierung sowie nach Wegen, meine Forschung im Rahmen der mir bereits verfügbaren Möglichkeiten antirassistisch und dekolonial zu praktizieren.¹⁵ Andererseits ist es auch mein Ziel, zu einer kollektiven Reflexion beizutragen – denn im Kampf gegen unterdrückende und ausbeuterische Gewaltstrukturen sind sowohl systemische wie auch individuelle Änderungen notwendig.

¹² Für ein Denken in Gemeinschaften ohne Begriff von Wahrheit vgl. Stengers: *Reclaiming Animism*, in: *e-flux Journal*, Bd. 36, 2012, e-flux.com/journal/36/61245/reclaiming-animism (29.9.2021). Für ein Denken jenseits eines umfassenden, universellen Naturbegriffs vgl. Eduardo Viveiros de Castro: *Die Unbeständigkeit der wilden Seele*, Wien, Berlin 2016. Zur Aneignung und Über-Setzung moderner, westlicher Erzeugnisse vgl. James Clifford: *Returns. Becoming Indigenous in the Twenty-First Century*, Cambridge, London 2013, 48.

¹³ Für ein Schreiben, das die Differenz und Integrität des Anderen mitdenkt und an die Grenzen wissenschaftlicher Intelligibilität geht, vgl. z. B. Trinh T. Minh-Ha: *Woman, Native, Other. Postkolonialität und Feminismus schreiben*, Wien, Berlin 2010 [1989], 140 f.

¹⁴ Linda Tuhiwai Smith: *Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples*, London 2021, 12.

¹⁵ Die Begriffe antirassistisch und dekolonial zielen auf die Beseitigung rassistischer Verhältnisse bzw. der andauernden Effekte des Kolonialismus ab. Rassismus ist einerseits Werkzeug des Kolonialismus, fungiert andererseits aber auch als hierarchisches System. Die beiden Begriffe sind somit nicht austauschbar, gehen jedoch Hand in Hand. Vgl. dazu Ella Shohat, Robert Stam: *Unthinking Eurocentrism. Multiculturalism and the Media*, London, New York 1994, 18–24. Mein Verständnis von Dekolonialität wurde unter anderem vom *Proyecto Modernidad/Colonialidad* beeinflusst.

Was bedeutet es, in einer verwestlichten Filmwissenschaft zu forschen?

Obwohl es bekannt ist, dass die Entstehung des Kinos mit dem Höhepunkt des Imperialismus zusammenfällt,¹⁶ ist unser Forschungsgegenstand auf einem anderen Fundament aufgebaut: Ein kursorischer Blick in die zum Studienbeginn so oft bemühten gängigen Filmgeschichten präsentiert Europa und die USA als technische und geistige Ursprungsorte des Kinos.¹⁷ In der historischen Peripherie kursieren «exotische Landschaften»,¹⁸

in denen alle Hinweise auf soziopolitische Zusammenhänge und die Präsenz der häufig kolonisierten Bevölkerung getilgt sind. Eine kurze und allgemeine Geschichte des Films verlangt die Reduktion auf die als «bedeutsam» wahrgenommenen Punkte. In dieser höchstwahrscheinlich unreflektierten und vermeintlich apolitischen Konzeption schwingt der unbewusste Eurozentrismus des Denkens mit. Wiederholt sich diese Praxis in mehreren Werken, wird ein verzerrtes und unreflektiertes Bild erzeugt, das jedoch zu Beginn des Studiums den Grundstein für das weitere Denken über Film legt. Der Fokus auf die Technologie, die ersten (europäischen) Produktionen oder den ästhetischen Stil der Aktualitätenfilme entwirft demnach eine depolitisierte Vorstellung des (frühen) Kinos (vgl. Abb. 3). Darin werden rassifizierte Menschen unsichtbar gemacht und vergessen: «There is an intimate connection between oblivion and invisibility. The destruction of memory, as a result of the modern politics of time produces invisibility. In turn, invisibility is tantamount to de-politicization.»¹⁹

Als *weiße* Forschende musste ich mich lange Zeit nicht um die Hinterfragung dieses Bildes bemühen, das Personen wie mich in einem günstigen Licht darstellt. Es ist zudem einfach, Filmen nachzuspüren, die vor Ort erhältlich sind, und sie mit Theorien zu bearbeiten, zu denen viele Erklärungen bereits vorliegen. Welche Wege würden sich öffnen, wenn Film von Anfang an aus einer dekolonialen Perspektive gerahmt werden würde? Wenn vermittelt würde: Die Technologie für Filmaufnahme und Projektion hat globale Vorläuferinnen; die frühen Filme bekräftigten die Dominanz des Westens über kolonisierte Länder und sie dienten unter anderem der Unterwerfung kolonisierter Menschen und der Bewerbung des mächtigen Europas innerhalb des Imperiums.

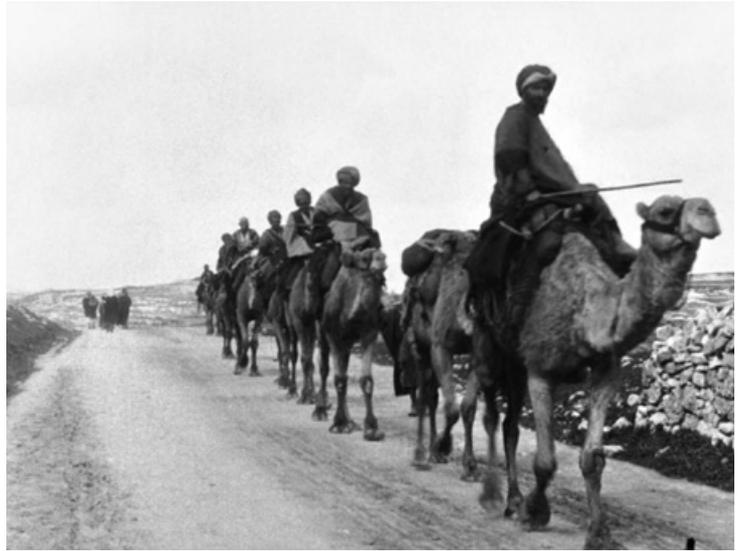


Abb. 3 Still aus *Caravane de chameaux*, Regie: Alexandre Promio, Jerusalem 1897

¹⁶ Shohat, Stam: *Unthinking Eurocentrism*, 100.

¹⁷ Z. B. Kristin Thompson, David Bordwell: *Film History. An Introduction*, Boston 1994; Thomas Elsaesser: *Filmgeschichte und frühes Kino. Archäologie eines Medienwandels*, München 2002; Werner Faulstich: *Filmgeschichte*, Paderborn 2005.

¹⁸ Bordwell, Thompson: *Film History*, 13.

¹⁹ Vgl. Rolando Vázquez: *Modernity Coloniality and Visibility: The Politics of Time*, in: *Sociological Research Online*, Bd. 14, Nr. 4, 2009, Abs. 2.2, socresonline.org.uk/14/4/7.html (11.1.2022).

Dekoloniale und antirassistische Perspektiven bei jedem Untersuchungsgegenstand?

Entscheidungen hinsichtlich der Eingrenzung des Gegenstands, der anzuwendenden Methodik und der Auswahl der Perspektiven mögen in Forschungsprojekten bewusst getroffen werden, sind jedoch unbewusst auch in der eurozentrischen Bildung westlicher Institutionen begründet. Kanonische Werke, also jene kulturellen Produktionen, die als Inbegriff der Exzellenz des Wissens und Denkens angenommen werden,²⁰ gelten auch in der Filmwissenschaft als notwendige Grundlage für die Forschung. Neben der darin implizierten Minderwertigkeit nicht-kanonischer Werke bedeutet diese Konzeption auch, dass die entsprechenden Filme und Theoretiker_innen eine Abweichung oder zumindest Spezialisierung darstellen. Wird die Beschäftigung mit nicht-kanonischen Positionen jedoch als Zusatz gesehen, wird die Priorität den klassischen Werken zugeschrieben und die vermeintlichen Beiwerke tendieren dazu, den kanonischen Arbeiten in den begrenzten räumlichen und zeitlichen Kapazitäten zu weichen.

Da das Ausmaß der tiefgreifenden Verwurzelung und der Effekte des Kolonialismus aufgrund der eurozentrischen Perspektive jedoch nicht bekannt ist, können zu jedem Thema mögliche Verbindungen bestehen. Zu Beginn eines Forschungsprojekts steht demnach die Frage, welche Zusammenhänge mit der Geschichte marginalisierter und rassifizierter Menschen bestehen und inwiefern diese Geschichte innerhalb der Fragestellung bearbeitet werden kann.

Tendenziell wird dekoloniale Theorie mit offensichtlich dekolonialen Themen verbunden: Für die Filmproduktionen ehemals kolonisierter Länder spielt der Bezug auf diese Geschichte deutlich eine Rolle, doch die Spuren des Kolonialismus verlieren sich in Europa. Während ehemals kolonisierte Bevölkerungen also mit den Effekten des Kolonialismus weiterleben, wurde für die Kolonisateur_innen und deren Nachfahr_innen das Privileg geschaffen, die Verknüpfung zu diesen Spuren entkoppeln zu können. Europäisches Kino wird nur selten mit kolonialen Spuren zusammengedacht – außer, die Spuren sind zu offensichtlich, um sie zu ignorieren. Zugespitzt formuliert: Wenn afrikanisches, lateinamerikanisches, indigenes, asiatisches, pazifisches Kino nicht ohne Bezug zur Kolonialhistorie behandelt werden kann, sollte dies nicht auch der Fall sein für europäisches Kino?²¹ Edward Said hat mittels eines *contrapuntal reading* die Verbindung von Kolonialismus und europäischer Literatur untersucht, z. B. in den Romanen von Jane Austen, in denen (implizite) Verbindungen mit den britischen Kolonien zu finden sind.²² Wie könnte dies auf Film übertragen werden?

Die Verbindungen, die zwischen dem Westen und kolonisierten Menschen bestehen und deren Spuren vergraben wurden, müssen im Zuge einer antirassistischen und dekolonialen Forschungspraxis an die Oberfläche geholt und wieder zusammengesetzt werden. Doch eine Archäologie oder Genealogie kolonialer Geschichte ist zu kurz gefasst, da sie voraussetzt, dass etwas ausgegraben werden kann. Ohne Zweifel bestehen auffindbare Spuren kolonialer Geschichte – meine

²⁰ Edward W. Said: *Culture and Imperialism*, London 1993, xiii.

²¹ Genauer gesagt: europäisches Kino im normalisierten Sinne der eurozentrischen Vorstellung eines weißen Kinos. Diese Frage wäre demnach auch auf (post-)migrantisches und diasporisches, wie z. B. türkisch-deutsches oder viet-deutsches Kino anwendbar.

²² Edward W. Said: *Culture and Imperialism*.



Frage bezieht sich darauf, was potenziell möglich ist, wenn die Spuren nicht auffindbar sind. Koloniale (Dis-)Kontinuitäten sind nur bedingt im Sinne einer westlichen, rationalen Logik nachvollziehbar, die die vollzogenen Schritte linear bis hin zu einem universal anwendbaren Schluss nachverfolgt. Wenn die Beziehungen nicht existieren, weil sie bewusst oder unbewusst versteckt oder bis zur Unsichtbarkeit normalisiert wurden, können sie nicht ausgegraben werden, sondern müssen hergestellt werden. Doch innerhalb der westlichen Logik kann ohne Spuren nichts deduziert werden. Das Schaffen der Beziehungen drückt sich demnach in scheinbar zufälligen, unlogischen, zunächst nicht zueinanderpassenden, unbedeutsamen Punkten aus. Beeinflusst von Frantz Fanon ging der brasilianische Filmemacher Glauber Rocha davon aus, dass die Vernunft unterdrückt; die Irrationalität besetzte er dagegen mit einer neuen, positiven Bedeutung, wodurch sie in befreiende Kraft umgesetzt wurde: «To the extent that unreason plans all revolutions, reason plans the repression.»²³ Die neu geschaffenen Beziehungen wirken zunächst unlogisch und irrational, doch ihre gefühlte Verbindung wird im Schreiben realisiert. Eine solche fabulierende Archäologie oder Genealogie könnte auch zu einer Infragestellung der vom eurozentrischen Denken propagierten westlichen Dominanz führen und den Westen als lediglich vermeintlichen Mittel- und Bezugspunkt der Welt herausstellen (vgl. Abb. 4 und 5).

Aufgrund der andauernden Diskriminierung marginalisierter Stimmen empfinde ich es nicht als gesellschaftliche Notwendigkeit, noch mehr zu kanonischen Arbeiten außerhalb einer anti-rassistischen oder dekolonialen Sicht zu forschen. Das bedeutet nicht, den filmischen oder Forschungskanon ad acta zu legen. Es bedeutet ebenso wenig, dass europäische, westliche oder US-amerikanische Filme nicht mehr behandelt werden dürften. Statt der Frage des <Dürfens>, also einer von einer vagen Autorität auferlegten Erlaubnis, geht es um die Entzerrung des weitestgehend einheitlichen Bilds des Eurozentrismus mit den Stimmen derer, die zum Schweigen gebracht wurden.

Abb. 4/5 Stills aus *Enfants annamites ramassant des sapèques devant la pagode des dames*, Regie: Gabriel Veyre, Annam (Vietnam, damaliges Indochina) 1899/1900

²³ Glauber Rocha: *The Aesthetics of Dreaming*, 1971, documenta14.de/en/south/891_the_aesthetics_of_hunger_and_the_aesthetics_of_dreaming (28.9.2021). Filmisch umgesetzt ist dies z. B. in *Terra em Transe* (Regie: Glauber Rocha, BRA 1967) zu sehen.

Aus Pragmatismus und Zeitnot im Einführungskurs zum wiederholten Male ausschließlich Tom Gunnings *Kino der Attraktionen* zu lesen, wird mir in Zukunft, nach der Lektüre von Breitsohl/Mohr, schwerer fallen. Das ist ein guter Anfang. Komplexer finde ich die im Text aufgeworfene Frage nach den Epistemologien, etwa den rassistischen Einschreibungen in das Verhältnis von Vernunft vs. Irrationalität, oder auch die Überlegungen zur sog. Identitätspolitik. Sie sind und bleiben für mich ungelöste Probleme.

LINDA WAACK

Wie reflektiert und stützt der Film aktuell eine eurozentrische, rassistische (und, um das zu ergänzen: patriarchale) Ordnung und die Narrative und Praktiken, die diese Ordnung im Sattel halten? Aber auch umgekehrt stellt sich die Frage, was die Auseinandersetzung mit ästhetischer Praxis für eine Dekolonialisierung von Wissen leisten kann. Wie kann gerade der Film – in seiner Spannung zwischen Dokument und Illusion, Repräsentation und Fiktion – Theorie zu anderen und vielstimmigeren Wissensformen verhelfen (unwillkürlich denke ich an Donna Haraways *speculative fabulation* und verwandte Formen des Storytelling)? Welches Potential und welche Verbindungen zu nicht-westlichen Wissenstechnologien liegen darin?

OONA LOCHNER

Wie kann ich in der westlichen Wissensproduktion möglichst gewaltfrei an Wissen herangehen?

We recognise, therefore, that contemporary posthuman and ecofeminist efforts to describe a mode of thought [...] – sits alongside a far older tradition of Indigenous philosophy / which likewise understands the power and potentiality of thought / as being materially embedded in the geoformations and trans-species influences that shape and define existence in relational terms.²⁴

²⁴ Rosi Braidotti, Simone Bignall: *Posthuman Systems*, in: dies.: *Posthuman Ecologies. Complexity and Process after Deleuze*, New York/London 2019, 1–16, hier 2. Dem Zitat habe ich gedankliche Pausen in Form von Schrägstrichen hinzugefügt, um die Momente der Hierarchisierung und Besitznahme besser zu visualisieren. Zur Indigenen Sicht im Rahmen einer dekolonialen Kritik vgl. Simone Bignall, Daryle Rigney: *Indigeneity, Posthumanism and Nomad Thought. Transforming Colonial Ecologies*, in: Rosi Braidotti, Simone Bignall (Hg.): *Posthuman Ecologies. Complexity and Process after Deleuze*, New York, London 2019, 159–182.

Der Band *Posthuman Ecologies. Complexity and Process after Deleuze*, aus dessen Einleitung hier zitiert wird, ist sich der indigenen philosophischen Traditionen bewusst, legt den Schwerpunkt jedoch auf einen europäischen Philosophen. Gleichzeitig impliziert der Untertitel einen Anfangspunkt <nach> Deleuze, wodurch eine paradoxe Zeitlichkeit entsteht: Die älteren indigenen Philosophien müssen sich in der Klassifikation hierarchisch Deleuze unterordnen. Die Anerkennung steht hier am Kippunkt zum reinen Zugeständnis.

Der respektvolle und möglichst gewaltlose Umgang mit dem Gedanken- gut anderer würde dem Idealbild der Wissenschaft als freier Austausch von Wissen entsprechen, doch historisch gewachsene und real bestehende Dynamiken des Ungleichgewichts, der Macht und der Gewalt stehen dem im Wege. Linda Tuhiwai Smith beschreibt, wie das Wort *research* für kolonisierte

Menschen untrennbar mit europäischem Imperialismus und Kolonialismus verbunden ist:

It appalls us that the West can desire, extract and claim ownership of our ways of knowing, our imagery, the things we create and produce, and then simultaneously reject the people who created and developed those ideas and seek to deny them further opportunities to be creators of their own culture and own nations.²⁵

Da ein Teil der (neo-)kolonialen Gewalt darin besteht, rassifizierte Stimmen zum Schweigen zu bringen und sie in Vergessenheit geraten zu lassen, muss der Bruch mit der Gewalt im Austausch mit ihnen geschehen:

Under the sign of the task of listening modernity appears as a system that holds the monopoly of speaking, of broadcasting, the monopoly of non-listening. Modernity appears as a system that silences the other, or better that produces the other as silent, non-existent or as <pure representation>.²⁶

Die Aufgabe des Zuhörens fällt in diesem Gespräch den Nachkomm_innen der Kolonisor_innen und denen zu, die Vorteile aus dem kolonialen Projekt gezogen haben. Doch in einem Gespräch gehört zum Zuhören auch, den Gesprächspartner_innen zu antworten, und zwar im Sinne eines nicht objektifizierenden *speaking nearby* oder *speaking together*: «A speaking that reflects on itself and comes very close to a subject without, however, seizing or claiming it.»²⁷ Diese Art des Reagierens bezieht sich immer auf das Gehörte und reflektiert die eigene Position in der Antwort.

Antirassistische und dekoloniale wissenschaftliche Praxis kann sich demnach darin ausdrücken, in unterschiedlichen Kontexten kanonische Perspektiven immer wieder durch nicht-kanonische, rassifizierte Stimmen zu ersetzen oder beide miteinander in Dialog zu bringen. Theoretiker_innen und Filmschaffende, die aus marginalisierten und rassifizierten Gruppen kommen, bevorzugt zu rezipieren reicht dabei jedoch nicht aus. Vielmehr geht es um die aktive Suche nach Perspektiven, die die eigene Sicht herausfordern und das Andere für das eigene Denken sein können. Dies zieht einen konstanten Prozess der Re-Positionierung mit sich. Die eigene Position ist relational, denn sie entsteht in Abhängigkeit von den Perspektiven anderer. Diese sind wiederum durch verschiedene sozio-ökonomische und historisch-kontinuierliche Machtbeziehungen bedingt, wobei jede Beziehung zur Perspektive anderer unterschiedlich ist. Deshalb ist es wichtig, Inkohärenz in meiner Position zuzulassen – denn was in der einen Beziehung zutrifft, kann möglicherweise nicht auf die andere übertragen werden. Die grundlegende Frage ist jedoch: Wie beeinflusst meine Position meine Beziehung zu anderen? Und trägt diese Position dazu bei, die Beziehung gleichwertiger zu gestalten? Antirassistische und dekoloniale Arbeit wird zur täglichen Praxis und ist als solche ein kontinuierlicher Lernprozess.

²⁵ Tuhiwai Smith: *Decolonizing Methodologies*, 1.

²⁶ Zur Methode des Zuhörens als Kritik vgl. Rolando Vázquez: *Towards a decolonial critique of modernity. Buen Vivir, relationality and the task of listening*, in: Raúl Fornet-Betancourt (Hg.): *Kapital, Armut und Interkulturalität. Dokumentation des XV. Internationalen Seminars des Dialogprogramms Nord-Süd*, Aachen 2012 (Denktraditionen im Dialog: Studien zur Befreiung und Interkulturalität, Bd. 33), 241–252, hier 249.

²⁷ Nancy N. Chen: «Speaking Nearby»: A Conversation with Trinh T. Minh-Ha, in: *Visual Anthropology Review*, Bd. 8, Nr. 1, 1992, 82–91, 87.